

# Eine Kritik der Lutherbibel

Von Robert Petsch, Samburg

Auf meine Ausführungen über Luthers Bibel und die Gegenwart (Jahrgang 1926 S. 112 ff. dieser Zeitschrift) habe ich mancherlei Zustimmunges und Ablehnendes zu hören und zu lesen bekommen, was mir als Beweis dafür gelten kann, daß die Fragestellung, zu der mich vor allem wiederholte und eingehende mündliche Erörterungen, auch gemeinsame Übersetzungsversuche mit einem theologischen Freunde veranlaßt hatten, auch für weite Kreise bedeutsam, ja vielleicht brennend ist. Unbedingte Zurückweisung habe ich nirgends erfahren, habe aber bislang auch nicht, worauf ich am meisten gehofft und gewartet hatte, eine sachliche Weiterführung, eine Vertiefung der Frage durch neue Gesichtspunkte oder durch eine wahrhaft kritische Behandlung der bisher vorgebrachten Argumente für und wider die Lutherbibel kennen gelernt. Mit um so größerer Überraschung und Dankbarkeit darf ich heute auf eine nicht umfängliche, aber sehr wichtige Schrift des Göttinger Theologen Prof. D. Emanuel Sirsch hinweisen,<sup>1)</sup> die in jeder Hinsicht sowohl als Ergänzung wie als Vertiefung der bisherigen Forschung, auch meiner eigenen anspruchslosen Darlegungen gewertet werden kann. Wenn ich z. B. nichts anderes beisteuern konnte, als eben „Betrachtungen eines Germanisten“, der sich freilich durch mehrere Jahrzehnte hindurch in niemals unterbrochener Beschäftigung mit der Lutherbibel einiges Gefühl auch für ihren religiösen Wert erobert zu haben glaubt, so tritt in Emanuel Sirsch der gelehrte Theologe auf den Plan, der sich aber eine philologisch-geschichtlich begründete Einsicht in das Wesen und die Bedeutung von Luthers Bibelsprache, weiterhin ein unmittelbares Verständnis für die Ausdruckskraft, für die Beweglichkeit und für die Tiefenschichtung unseres „geliebten Deutsch“ zu eigen gemacht hat, wie es heutzutage nicht bloß unter Nicht-Germanisten nicht ganz gewöhnlich ist. Die Vielseitigkeit seiner Bildung und eine unverkennbare Beweglichkeit des inneren Erlebens befähigen diesen Forscher vor andern, der ganz eigenen Spannung in Luthers religiöser Persönlichkeit gerecht zu werden, die

---

<sup>1)</sup> Emanuel Sirsch, Luthers deutsche Bibel. Ein Beitrag zur Frage ihrer Durchsicht. München, Chr. Kaiser Verlag 1928. (Veröffentlichung der Luthergesellschaft), 109 S.

sich wieder in einer gewissen Gegensätzlichkeit seiner Bibelübersetzung offenbart. So ist er in erster Linie befähigt, die tatsächliche Leistung und die bleibende Bedeutung unsrer Bibel aus Luthers religiösem Erlebnis und aus dem Formwillen des Übersetzers heraus, also von innen her zu beurteilen. Das aber ist der höchste Sinn, den eine „Kritik der Lutherbibel“ haben kann. „Kritik“ ist freilich die Grundeinstellung des neuen Büchleins noch in anderer Hinsicht. Zirsch verfügt über eingehende Kenntnis der einschlägigen Literatur und der bisherigen Versuche, Luthers Bibel der Gegenwart wieder näher zu bringen. Wie S. L. Strack, Wilhelm Walther und Karl Goll (Männer von sehr verschiedener Forschungsrichtung und religiöser Grundeinstellung) vertritt er im ganzen die Grundsätze, nach denen die „Probepibibel“ von 1892 hergestellt wurde und wendet sich gegen die neueste Bearbeitung von 1913, da er sich davon überzeugt hat, daß die hier eingeschlagenen Wege, wenn wir sie rücksichtslos zu Ende beschreiten, zur Vernichtung von Luthers Werk führen müssen, ohne irgend einen gleichwertigen Ersatz zu bieten. Aber mit dieser Kritik hält Zirsch i. G. doch zurück und läßt lieber die Tatsachen selbst wirken, um die er sich nun in eingehenden, von hoher Sachlichkeit getragenen Ausführungen bemüht.

Wir können hier nur eine ungefähre Vorstellung von dem geben, was Zirschs neue Arbeit bringt und unsre Bemerkungen, besonders vom germanistischen und vom literaturwissenschaftlichen Standpunkt aus, hinzufügen. Die Frage, ob sich ein fremdsprachliches Literaturwerk überhaupt in unsre Muttersprache übersetzen lasse, wird augenblicklich wieder in verschiedenen Kreisen ausgiebig und nicht selten mit einer gewissen Erhitzung erörtert. Mit einer gewissen Einseitigkeit vertreten rationalistische Geister die Überzeugung, daß alles, was in einer Sprache „klar und verständig“ ausgedrückt sei, doch in jeder andern Kultursprache „ebenso gut“ sich wiedergeben lassen müsse: die Bekämpfer des Studiums der klassischen Sprachen, die gläubigen Anhänger einer „internationalen Verkehrssprache“ usw. stehen auf diesem Standpunkte. Auf der andern Seite machen sprachgewaltige Dichter und feinnervige Kritiker uns klar, daß überhaupt gar keine irgendwie geformte Rede sich aus einer Sprache in die andere übertragen lasse, ohne daß bestenfalls ein neues, verändertes Kunstwerk entstünde, das eben nur noch gewisse Schichten seines inneren Lebens mit dem Original gemein habe. Dazwischen stehen Verteidiger der Übersetzung mit

sehr verschiedenen Ansprüchen an solche Arbeit: alle sind sich darüber einig, daß verhältnismäßig einfach die Wiedergabe rein sachlicher, durch keine Gefühlswerte beschwerter, von keinen dunklen Hintergründen beherrschter Schriftstücke, z. B. Akten, Rechnungen, geschäftlicher Briefe und dergl. sei. Hier am ehesten noch stellen die verschiedenen Sprachen „gleichsinnige Wörter“ zur Verfügung oder doch solche, denen man eine gewisse Allgemeinbedeutung aufgedrückt hat; von Haus aus freilich hat nicht ein einziges Wort irgend einer Sprache ganz den gleichen Reichtum, die gleiche Abstufung der Bedeutungen wie das Wort, das man in einer andern Sprache damit gleichzusetzen beliebt. Die große Kunst des Übersetzers besteht immer darin, durch die Stellung des Wortes im Verhältnis zu andern Wörtern und besonders innerhalb des Satzbildes jene Bedeutungsschattierung abzugewinnen, welche derjenigen des zu übertragenden fremden Wortes jeweils am besten entspricht — d. h. in Wahrheit: welche das Erlebnis des Übersetzers am reinsten wiedergibt. Denn über die Schranken seines persönlichen „Verstehens“ vermag kein Übersetzer, wie kein Ausleger und kein Leser hinauszudringen. Die große Kunst der sprachlichen Neuformung besteht vielmehr gerade darin, diesem persönlichen Erleben die gemäße, d. h. seinen Reichtum möglichst ausschöpfende, seine Besonderheit möglichst genau bezeichnende Form zu geben. In diesem Erlebnis nun kann jeweils das Bewußtsein, daß wir es mit der Übertragung eines Fremd-Erlebnisses aus einer andern Sprache, d. h. aus einer andern Kulturwelt, zu tun haben, sehr wohl mitschwingen, unter Umständen vielleicht gar für die Färbung des Ausdrucks bestimkend sein. Auf der andern Seite kann auch dieses Idiomatische zurücktreten und hinter dem klaren und reichen, aber dem aufnehmenden Volkstum gemäßen Ausdruck jener allgemein-menschlichen Werte zurücktreten, die in dem ursprünglichen Erlebnis verborgen waren. Selbst wenn ihr Ausdruck im Original noch recht eigentümlich war und das Allgemeine dagegen zurückstand, kann der Übersetzer „seinen Text“ auf diese Weise geradezu vertiefen und ihm damit zu einem Leben von größerer Kraft und Bedeutsamkeit verhelfen. Im ersteren Falle wird der Übersetzung absichtlich etwas Fremdartiges anhängen: wir werden uns immer bewußt bleiben, in Shakespeare einen englischen Dramatiker früherer Zeit oder in Aristoteles einen altgriechischen Philosophen zu lesen, auch wenn wir sie deutsch lesen. Übertragungen von dieser Art forderte und veröffentlichte Friedr. Schlier.

macher, an dessen tiefgrabende, von ungewöhnlichem Sprachverständnis zeugende Abhandlung „Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens“ vom Jahre 1816 die neuesten Bearbeitungen des ganzen Problems mit Fug und Recht wieder anknüpfen.<sup>2)</sup> Schleiermacher wendet sich mit einer gewissen Schärfe gegen Übersetzer, die am liebsten vergessen möchten, daß ihr Autor ein Ausländer war und in früheren Zeiten lebte; sie wollen ihn so reden lassen, als ob ein Deutscher der Gegenwart zu den Deutschen spräche: freilich ein ganz unmögliches Unterfangen, wenn wir bedenken, daß bei Werken von Rang und Wert eben das innere Erleben, das die Sprachform hervortreibt, schon an sich im stärksten Sinn national bestimmt ist. Wir können dies Fremde u. U. in unsre Gedankenwelt herübernehmen und ihm dann den entsprechenden Ausdruck in unsrer Sprache geben, aber auch dann wird es als ein Neues empfunden und erlebt werden. Die völlige „Eindeutschung“ (oder ihr Anschein) würde das Werk eben seines feinsten Duftes berauben. Das „Neue“ pflegt eben doch für uns ein Höheres zu sein, nicht weil es fremdländisch ist, sondern weil es unserm Gedankenkreise bisher fremd war und weil seine Eroberung (wenn es nur an sich bedeutend ist) eine Erweiterung und zugleich eine Vertiefung bedeutet. Darum wird nun das Neue, was wir in einer guten Übertragung erleben, auch bei etwas ausländisch gefärbter Sprachgebung durchaus keine Wiederholung des fremden Erlebnisses sein, sondern die Erweckung eines neuen, was bisher in unsrer Seele, in unserm nationalen Geistesleben noch im Dornröschenschlafe lag und auf die Belebung wartete. Werke wie Vossens Homerübersetzung, man mag heut an ihr aussetzen, was man wolle, vollends Schlegels Shakespeare haben noch keinen Deutschen zum Griechen oder zum Engländer gemacht, aber sie haben Tiefen der deutschen Seele aufschließen helfen, die bis dahin verborgen lagen und die uns nun ihre Schätze darbieten.

---

<sup>2)</sup> Die Abhandlung, die leider in neueren Auswahlen aus Schleiermachers Werken fehlt, erschien in den „Abhandlungen“ der Berliner Akademie der Wissenschaften 1816 und nachmals in seinen sämtlichen Werken, 3. Abt. Bd. 2, S. 207 ff. Zu ihrer Charakteristik und geschichtlichen Einordnung verweisen wir auf die ausgezeichnete, für die uns beschäftigenden Fragen vielfältig bedeutsame Schrift von Eva Fiesel, Sprachphilosophie der deutschen Romantik, Tübingen, Mohr (Siebeck) 1927. Die wichtigste Arbeit aus neuerer Zeit ist die Abhandlung von W. Schadowaldt über „Das Problem der Übersetzung“ in der Zeitschrift „Die Antike“ (her. v. W. Jaeger), Bd. 3, S. 287 ff.

Solche Werke bedeuten nicht bloß „Etappen“ auf dem Wege des literarischen Nachlebens von Homer und von Shakespeare, sondern zugleich Wendepunkte in der Geschichte des deutschen Geistes, dem sie nach ganz bestimmten Seiten hin zur Entwicklung verhalfen.

Von da aus betrachtet, wird die besondere Stellung und die geistige Bedeutung der Lutherschen Bibel auch klarer werden. Es geht aus Hirschs sehr gründlicher Erörterung deutlich hervor, daß Luther keine Übersetzung der ersten Art, im Sinne Schleiermachers geben wollte. Es konnte ihm bei seiner Einstellung nicht darauf ankommen, eine philologisch fehlerfreie und zugleich zum Urtext hinführende, zur Vertiefung in seine Eigentümlichkeit auffordernde Übersetzung zu geben, wie sie moderne Kenner des Hebräischen und des Griechischen immer wieder gegeben haben. Weder will uns Luther mit seiner Übersetzung zu frommen Hebräern oder zu Christen einer griechisch redenden Zeit machen, noch uns den eigentümlichen Duft des Alten und des Neuen Testaments nach der sprachlichen Seite hin austreten lassen. Alles Philologische bleibt bei ihm, wie Hirsch uns zeigt, durchaus Vorstufe; eine Vorarbeit freilich, die er mit der größten Sorgfalt erledigt und für die er es nicht verschmäht, Hilfe überall da zu suchen, wo er sich jede Einrede in seine eigentliche Übersetzung gründlich verbieten haben würde. Dieses Werk war sein Eigen so gut, wie irgend ein Genie auf dem Gebiete des Wortkunstwerks von seinem Eigentum sprechen darf. Wenn Lessing sagt, daß sich eher dem Herkules seine Keule entwinden lasse, als dem Shakespeare ein einziger Vers seines Textes, so gilt das für jedes sprachlich so fest gefügte Werk wie dasjenige Luthers.

Aber freilich, und damit nähern wir uns dem von Hirsch umrissenen Problem: wir haben es ja nicht in erster Linie mit einem Wortkunstwerk als solchem zu tun. Alles Sprachästhetische, so feines Gefühl Luther dafür hat und so bewußt er es meistert, bleibt doch nur an dem Umkreis seiner Arbeit, deren Kern und Mittelpunkt durchaus religiöser und zwar religiös-erbaulicher Natur ist. In und mit seiner Bibel, mehr als mit irgend einer andern Schrift, ja mit irgend einer seiner Taten, hat uns Luther das deutsche evangelische Christentum gegeben, wie er es verstand und wie es nach ihm keiner mehr mit gleicher Inbrunst, mit gleicher Kraft und Einheitlichkeit, so aus einem Gusse, erfaßt hat: nicht allgemein-menschliche, sondern recht eigentliche Glaubens-

werte in der Ausprägung, die dem deutsch-redenden Menschen angemessen war.

Zu der ganz eigenen Größe des Werkes gehört, wie überall im geistigen Leben, eine gewisse kraftvolle „Einseitigkeit“. Luthers Bibel konnte so wenig wie irgend eine andere Übersetzung allen verschiedenen Möglichkeiten deutscher Auffassung der heiligen Originale gerecht werden. Sie konnte auch nicht mit einem Schlage alle im Verborgenen wartenden Energien deutschen evangelischen Empfindens zur Tätigkeit aufrufen. Wie der Dichter von vornherein in seinem Werke auf musikalische und bildnerische Wirkungen, aber auch auf weltanschauliche, auf ethische Offenbarungen als solche verzichten muß, um zunächst ein reines Wortkunstwerk und eine reine Dichtung hervorzubringen, wie weiterhin der Dramatiker auf Episches, der geschichtliche Dramatiker auf Familienszenen, der Bearbeiter eines Stoffes aus der antiken Geschichte auf eine Fülle von Gegenwartsbeziehungen verzichten muß, damit jeder die letzten Werte seines Gegenstandes herausarbeite und seine Aufgabe bis ins Letzte hinein löse, so muß jeder geistige Schöpfer ohne Ausnahme um der Einheitlichkeit und Geschlossenheit seiner Leistung willen vieles Lockende ausscheiden und mit einer gewissen Starrheit seine Blicke auf das gewählte oder von innen her mit Notwendigkeit sich aufdrängende Ziel richten. Daß sein Werk nachher doch wieder in sich „unendlich“ erscheinen und Vielen vieles sagen wird, woran selbst der Dichter zunächst nicht „gedacht“ hatte, das beweist die lebendige Literatur jeden Tag, die „Göttliche Komödie“ wie der „Faust“ oder der „Hamlet“. Darum braucht sich auch der echte Dichter nicht zu bemühen, das alles folgt unmittelbar aus der „Totalität“ seiner Leistung, worüber W. v. Humboldt in seiner Abhandlung über Goethes „Hermann und Dorothea“ Unvergängliches gesagt hat.

Solcher „Totalität“ nun, solcher ungeheuren, in sich unendlichen Einheitlichkeit, die doch auf den ersten Blick einseitig erscheinen muß, darf sich auch Luthers Übersetzung rühmen. Hier lauert die Problematik, an der jede geistige Leistung teilhat, hier strömt aber auch der Quell ihrer Kraft. Moderne, gelehrte Übersetzungen mögen viel „richtiger“ sein als diejenige Luthers. Sie mögen durchweg auf besseren Textgrundlagen, auf vollkommeneren Hilfsmitteln, auf besserer religions- und literaturgeschichtlicher und selbst theologischer Einsicht beruhen; sie mögen auch viel weniger „einseitig“ sein; aber sie ermangeln

in solchen Fällen auch der unvergleichbaren Kraft, der persönlichen Tiefe, der organischen Einheit, Fülle und Lebendigkeit, mit einem Worte der Genialität von Luthers Bibel. Und in gewissem Sinne hat Luther hier auch wissenschaftlich recht. Bei aller ungeheuren Verschiedenheit des religiösen Erlebnisses, wie wir es bei den biblischen Schriftstellern finden — einer Verschiedenheit übrigens, der Luther durch die feinste Abtönung des Sprechstils besser gerecht geworden ist, als irgend ein anderer Übersetzer und besser, als es die philologische Wissenschaft bis vor ganz kurzer Zeit vermocht hätte! — bei aller Vieltönigkeit der biblischen Klänge von Seelennot, Lebensangst und Gotteshoffnung geht doch durch die ganze Schrift ein geheimer Zug hindurch, der die gesamte jüdisch-christliche Religionsgemeinschaft zusammenhält: jene tiefste Sehnsucht, von den gewohnten Bindungen des Lebens loszukommen und zu einer ganz neuen, unbedingten Bindung (Religio) mit Gott zu gelangen; jene Überzeugung, daß diese letzte Bindung durch geschichtliche Tatsachen eingeleitet, durch Verheißungen und Offenbarungen gewährleistet ist, durch sichtbare Mittel irgendwie täglich und stündlich gefördert wird und nicht zuletzt an der Hand des „Wortes“ immer wieder verwirklicht werden kann. Zuletzt sind diese Geheimnisse unaussprechlich und jeder Versuch, sie zu formulieren, erfährt das so ungeheuer Zusammengesetzte, Vielfarbige und Vieltönige immer nur von einer bestimmten Seite her, ohne daß damit freilich das andre darüber verloren gehen müßte. Von höchster Bedeutung aber für die christliche Menschheit sind immer solche Geister geworden, die das Ganze unter einen großen, überragenden, höchst eindrucksvollen (und zwar religiös, nicht ästhetisch oder moralisch oder politisch eindrucksvollen) und fruchtbaren Gesichtspunkt gedrängt haben. Das war die große Tat des Paulus und wer sie kritisiert, darf nie vergessen, daß auch er nur um den Preis einer ungeheuren Einseitigkeit religiöses Leben wecken und gestalten konnte. Das Erlebnis des Paulus lebt neu auf in Luther, selbstverständlich wieder in veränderter Form. Dies Erlebnis Luthers nun ist der Ackerboden, auf dem seine Bibel erwachsen ist; hier ist das starke Rückgrat des ganzen Werkes, von hier aus ist es bis ins Einzelne bestimmt. Viele Wendungen seiner Bibelübersetzung, die wir heut als „unrichtig“ ansprechen, stimmen immer noch zu seiner Grundüberzeugung und sind darum in einem höheren Sinne „wahr“, im Sinne jener fruchtbaren Wahrheit, für die uns

Goethe erst das Verständnis eröffnet hat. Denn mögen sie im Augenblick sozusagen am Ziele vorbeistreichen, sie erreichen es im Unendlichen doch wieder! Zuletzt läßt sich eigentlich alles, was Luther bringt, aus dem Gesamtgeiste seines Werkes rechtfertigen. Das gilt dann, wie Sirsch an gut gewählten Beispielen zeigt, vor allem von den feinsten Schattierungen des Urtextes, die er auffing und seinen letzten großen Zwecken dienstbar machte. Im Sinne seiner Rechtfertigungslehre hat Luther das Alte Testament ins Christliche gewendet und das Neue Testament mächtig vereinheitlicht, ohne darüber der Mannigfaltigkeit Gewalt anzutun. Und wiederum muß ihm die Wissenschaft im letzten Grunde recht geben. Es steht kein „Wort“ in der Bibel, so wenig wie in irgend einer großen und tiefen Dichtung, das nicht, weit über den eigentlichen Wortsinne, ja, über den nächsten Zusammenhang hinaus, den Blick in weitere Tiefen eröffnete; in Tiefen, die zunächst dem Werke, dann dem Dichter, weiterhin seiner Zeit, endlich seinem Volke und zuletzt der Menschheit eigen sind. Luthers große übersetzerische Tat besteht nun eben darin, daß er, nach gründlicher Einsicht in den nächsten, unmittelbaren Sinn und mit möglichster Schonung des nächsten Zusammenhanges, doch am liebsten und vor allem und mit fester Überzeugung den großen Sintergrund aufleuchten läßt, von dem sich alles jüdische und christliche Erleben abhebt. Erst so kann er den Psalter als eine Sammlung von Gebeten der „Seiligen“ wahrhaft wieder lebendig machen, kann er das zum Klingen bringen, was vielleicht in der alten Zeit nur als Unterton feinfühligem Frommen hörbar wurde, was aber den Sängern der Psalmen auch wieder „selbstverständlich“ und teuer war. Wir müssen es uns erst wieder erobern.

Diesem Ziele nun gilt die sprachliche Formung der Lutherbibel, die Sirsch im zweiten Teile seiner Arbeit behandelt. Luther scheidet sehr genau zwischen einer mehr sachlich berichtenden, nüchtern formulierenden Prosa, einer immer noch „ungebundenen“, aber doch merklich gehobenen, feierlichen, hintergründigen Rede und den verschiedenen Formen der Poesie. Wiederum berühren sich seine meist intuitiv errungenen Erkenntnisse eng genug mit den Ergebnissen neuester philologischer Arbeit an dem Verständnis der Bibel und ihrer „literarischen“ Werte. Aber die feinste Einfühlung in die Form des Urtextes und das wahrhaft gigantische Können Martin Luthers, seine unvergleichliche Beherrschung des damals verfügbaren Sprachmaterials in allen

seinen Schichten macht nicht den Wert seiner Übersetzung aus und bezeichnet nicht ihr eigentliches Ziel. Am wenigsten kam es Luther darauf an, ästhetische Werte der Urschrift um ihrer selbst willen zu erwecken oder sich etwa als Sprachschöpfer gleichsam spielend zu betätigen, sich seiner Kraft und seines Könnens zu erfreuen und zu zeigen, was sich der deutschen Sprache seiner Zeit abgewinnen ließ. Auch die reichste Abtönung seines Übersetzungsstiles steht durchaus unter der Gewalt der einen großen Aufgabe, der er sich mit ganzer Herzenskraft hingegeben hatte. Luther schreitet auch hier mit einer gewissen Einseitigkeit vor, die immer noch Beweglichkeit im einzelnen gestattet. Er will ganz allein das religiöse Grunderlebnis, wie es ihn bewegt und erschüttert hat, auf seine Weise mitteilen. Dazu stellt er alle Formkräfte der deutschen Sprache, deren er sich mächtig weiß, rückhaltlos zur Verfügung: Gottes Wort, das Wort von der Erlösung des Menschen durch die Gnade und von der tiefen Verhaftung der Seele an Gott soll durch die Bibel hindurch erklingen.

Luthers Haltung der Urschrift gegenüber entspricht in hohem Grade derjenigen, die er in seiner unübertrefflichen Einleitung in den Psalter (der ersten Urkunde literaturwissenschaftlicher „Deutung“ in wahrhaft modernem Sinne!) den „Heiligen“ des alten Bundes zuschreibt. Möchten doch diese Einleitung und manche andre Vorrede Luthers unsern Bibeln wiedergegeben werden, in noch weiterem Ausmaße, als Girsch es für richtig hält! Sie sind vorzüglich dazu geeignet, Seelen einzustimmen auf das kraftvollste religiöse Erlebnis im evangelischen Sinne, das ein deutsches Herz bisher aufgebracht hat. Weit über A. S. Franckes „Kurzen Unterricht“ hinaus, der einen viel mehr reglementären Eindruck macht und zu sehr am Einzelnen haften bleibt, vermitteln Luthers Einleitungen jenes Hochgefühl, besser jene Hochstimmung der Seele, aus der seine Bibelübersetzung entspringt und dauernd Nahrung zieht. Wer es noch nicht wußte (und das gilt selbst von manchen Germanisten), kann sich durch Girschs Büchlein davon überzeugen, daß Luther hier keine Alltags- und keine Kanzelsprache, kein Literatur- und kein Gelehrtendeutsch spricht und daß sich an der Gesamthaltung seines Bibelwerkes versündigt, wer sein Werk heut in eine dieser Sprachschichten (mag sie an sich noch so wertvoll und selbst ehrwürdig sein) hineinzwängen will. Selbst da, wo er nüchternere Berichte übersetzt, bewahrt Luther den nötigen Abstand allen Verkehrs- und Nutzsprachen, aber auch aller rein ästhetischen Sprachbildung gegenüber, schöpft er durchweg

„aus dem vollen“ eines einzigartigen und doch wieder nationalen und allgemein bedeutsamen Erlebnisses.

Gewiß trägt sein Deutsch die Züge des 16. Jahrhunderts und manche Wort-, Sprach- und Satzform, die wir als beabsichtigte Stilisierung aufzufassen geneigt sind, erklärt sich daraus. Das gilt in noch stärkerem Maße, als Girschs Darstellung vermuten läßt. Doch ist damit nicht gesagt, daß wir sie einem leichteren Verständnis in der Gegenwart zuliebe einfach der heutigen Form aufopfern dürften. Mögen die meisten dieser Formen mit einer Art naturgesetzlicher und psychologischer Gesetzmäßigkeit sich „entwickelt“ und für den Sprachschöpfer des Reformationszeitalters einfach „dagelegen“ haben: jede von ihnen bot, so wie sie war, wieder die Möglichkeit, an einer ganz bestimmten Stelle durch ihre Klangwirkung, durch ihre Einschmiegsamkeit in den Rhythmus usw. ganz besondere Werte des inneren Lebens auszudrücken. Darin besteht nun Luthers sprachlich-religiöse Tat nicht zum wenigsten, daß er diese Möglichkeiten erfaßte und in den Dienst seiner Übersetzung stellte. Girsch zeigt an mehreren Beispielen, wie viel trockener, matter, ja lebloser eine Übersetzung klingt, die auch nur die unbetonten e-Laute zugunsten der heutigen Sprachform unterdrückt. Luther unterscheidet, können wir hinzufügen, sehr genau zwischen zwei- und dreiteiligem Tonfall;<sup>3)</sup> wir hören darin seine Seele, die Seele des heiligen Schriftstellers, endlich unsre eigene Seele erzittern oder trotzig erschwingen — denn darauf weist Girsch mit vollem Recht hin, daß wir es ja nicht mit einer auf Schreiben, Druck und stilles Lesen eingestellten, sondern durchaus mit einer gesprochenen und aufs Gehör zielenden Übersetzung zu tun haben. Nun höre man Ps. 18 V. 8: „Die Erde bebete und ward beweget und die Grundfeste der Berge regete sich und bebete, da er zornig war“. Man lasse hier die e-Laute weg: „Die Erde bebte“ usw. usw. und man wird von dem eigentümlichen „Beben“ nicht mehr viel verspüren. Luther wußte, wie viel er seiner Sprache hier zumuten durfte. Er wußte auch, warum er Ev. Joh. 8, V. 42 f. mit deutlichem Wechsel von betonter und „unbetonter“ Silbe sagte: „Denn ich bin nicht von mir selber kommen, sondern er hat mich gesandt“. Der bloße Ersatz der

---

<sup>3)</sup> Nach der leidigen, weil mißverständlichen Bezeichnung früherer Zeiten: jambisch-trochäischem und daktylisch-anapästischem Rhythmus.

altdeutschen Form „kommen“<sup>4)</sup> durch „gekommen“ zerstört auch hier die Wirkung, die wahrlich nicht bloß ästhetischer Art ist.

Sirsch betont nun mit vollem Recht, daß wir zum Verständnis dieser Form und zahlloser anderer, die von unsrer Sprache abweichen, keines besonderen grammatischen Unterrichts bedürfen, daß jedes Kind sie leicht versteht und seinem Sprachschatz eingliedert; daß sie vor allem einer durchaus lebendigen Handhabung der Sprache entstammen und auch uns von der inneren Lebendigkeit der Muttersprache einen Begriff geben können, die jede reglementierte, alleinseligmachende Grammatik uns für immer verschließt. Wir brauchen also, um Luther zu verstehen, nicht sowohl „altdeutsch“ zu lernen, als „sprachhörig“ zu werden, wie das auch zeitgenössische Dichtungen von entschiedenem Eigentum von uns verlangen. Die heutige Schule wird übrigens diesen Dingen im ganzen vollauf gerecht und freut sich des frischen Quellwassers, das ihr aus Bibel und Gesangbuch, Sprichwort und Volkslied immer wieder zuströmt. Eher wittern Leute von der alten „Schule“ hier allerlei Unregelmäßigkeiten, die man „richtigstellen“ müsse. Das Kind aber soll sich daran gewöhnen, daß außerordentliche Leistungen auch eine außerordentliche Sprachform erfordern, und es entwickelt, wenn es nur unverbildet gelassen wird, sehr leicht mit den biblischen Sprachformen jene eigentümliche sprachliche Atmosphäre der Heiligkeit, ohne die man von religiösen Dingen nicht reden kann. Über die religiöse Wirkung hinaus aber hat Luthers Deutsch von jeher sprachzeugend unter uns gewirkt und wie viele verdanken, ahnungslos, all ihr Gefühl für die innewohnende Herrlichkeit des deutschen Prosarhythmus solchen Prachtstücken, wie der von Sirsch mit Recht genannten Erzählung vom Jüngling zu Nain in Luthers Übertragung (Ev. Luk., Kap. 7).

Man wird schon seine liebe Not haben, wenn man offenbare Falschübersetzungen Luthers verbessern und das Richtige einsetzen will, ohne den eigentümlichen Tonfall, ohne die vielleicht nicht durchweg überlegte und gewollte, aber dem Empfinden nach aufs feinste abgewogene Tonfolge der Selbstlauter und dergl. zu zerstören, worin sich ebenso wie in der Wahl der Worte und in

---

<sup>4)</sup> Das Fehlen des *ge* bei „kommen“ hat übrigens nichts mit dem Wegfall der Vorsilbe in deutschen Mundarten unmittelbar zu tun, sondern eine Anzahl von Partizipien lassen in der gesamten älteren Sprachentwicklung das *ge* vermissen, während alle anderen entsprechenden Verbalformen es bereits haben. Dazu gehört „kommen“.

dem Rhythmus der Sätze Luthers starkes religiöses Erlebnis der „Feierlichkeit“ seines Originals ausprägt. Wer aber durchweg die Sprache nach irgend einem (uns Germanisten nicht recht faßbaren!) Kanon normieren will, dem zerrinnt eben das Kostbarste zwischen den Händen. Es bleibt dabei: wir können Luthers Arbeit nur verbessern und der Gegenwart annähern, wenn wir sie in ihren Grundfesten bestehen lassen und dem Leser und Lehrer von heut die unabweisbare Pflicht auferlegen, zu der Geisteshaltung Luthers, zu seinem religiösen Erlebnis hinzuführen. Sonst entsteht ein Flickwerk, das den Wettstreit mit ganz neuen, rein philologisch-wissenschaftlich oder rein pädagogisch eingestellten Übersetzungen doch nicht aufnehmen kann und das vor allem, trotz aller Anleihen bei Luther, leblos bleibt. Es ist zum guten Teil gedankenlose Rederei, wenn man eine „moderne Übersetzung auf der Grundlage von Luthers Text“ fordert. Das wäre wie eine Neubearbeitung des „Faust“ auf der „Grundlage“ von Goethes Drama. Vielleicht liest man dazu, was bei Luther im Ev. Matth. K. 9 V. 16 f. zu lesen steht. Es deckt sich Wort für Wort mit der Meinung jedes Philologen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Jede Verbesserung, die wir heut einfügen, muß von der Art sein, daß wir überzeugt sein dürfen, Luther hätte sie, wenn er mit unsrer Kenntnis des Textes und der Wortbedeutung übersetzt hätte, selbst angenommen. Schief ist der andere Gesichtspunkt: so zu übersetzen, wie Luther im heutigen Deutsch übersetzt haben könnte. Wer will das wissen? Wir Philologen ganz gewiß nicht. Wir wissen nur das Eine, daß er sich unserer Gelehrten-, unserer Zeitungs- und unserer dichterischen Sprache ganz gewiß nicht bedient, sondern aus dem ganzen heut (noch!) zur Verfügung stehenden lebendigen Sprachmaterial wieder eine religiöse Bibelsprache ganz eigener Art gebildet haben würde.

Eine andre Frage ist, ob Luthers Arbeit durch eine ganz neue, „gleichwertige“ Arbeit ersetzt werden könnte und sollte. Hier sagt der Philologe: „Wenn es möglich ist, in Gottes Namen!“ Wer wäre froher als wir, wenn je noch ein solcher Übersetzer unter uns aufstände, d. h. eines der größten Sprachgenies, wie sie alle Jahrtausend einmal auftreten! Aber dieser Mann würde wohl kaum ein Professor und kaum ein Dichter sein, auch kein Kirchenbeamter irgend welchen Ranges. Zum mindesten würde bei seinem großen schöpferischen

Tun das alles ganz weit zurücktreten, wie es bei Luther selbst zurücktrat. Es müßte ein Mann sein, der wieder den Gesamtinhalt der Bibel in ganz eigenem, und doch echt deutschem, echt evangelischem Geiste in einem ungeheuren, weltweiten und abgrundtiefen Erlebnis zusammenfaßte und der nun, aus der tiefsten Aufgewühltheit der Seele heraus, ein Sprachmaterial von unüberschbarer Mannigfaltigkeit und Fülle mit kühnem Griff meisterte, wie Bach die Register seiner Orgel; ein Mann, dessen religiöses Tiefenerlebnis sich erst so recht in seiner Sprachgebung und zwar in seiner übersetzerischen, dem Worte dienenden Sprachgebung zu sich selbst vollendete. D. h. alles in allem: es müßte ein zweiter Luther kommen. Ihm würden von vornherein die Herzen zufallen; sein Bibelwerk würde, über alle Überlegungen, Prüfungen und Beschlüsse hinaus die Herrschaft an sich reißen. Niemand würde ihr lieber zustimmen, als der erste Luther! Bis dahin haben wir nur die Wahl, die Lutherbibel entweder ganz fallen zu lassen zugunsten eines Werkes der „Richtigkeit“ und „Genauigkeit“, oder sie so zu erneuern, daß ihr Eigenstes, der unmittelbare sprachliche Niederschlag seines religiösen Erlebnisses in Wortwahl und Sprachschichtung, in Satzbau und -rhythmus, im Spiel der Laute und in der Handhabung der Beugungsformen — daß ihre religiöse Lebendigkeit nach bestem Können gewahrt bleibt.

## Scholien zu Luthers Bibelverdeutschung

Was ich rein rhetisch zu „Luthers deutscher Bibel“ zu sagen habe, habe ich in meinem eben erschienenen Büchlein, München Chr. Kaiser 1928, gesagt. Ein Kunstwerk wird aber nicht durch Thesen verstanden, und eine Kunst nicht durch Lehre übermittelt. An Beispielen hat man das Ohr und den Sinn zu schulen. Daraus ergibt sich die Forderung, über das hinaus, was ich im Büchlein tun konnte, meine Thesen zu erläutern. Außerdem aber gibt es noch eine Fülle von Einzel Gesichtspunkten, welche sich einer allgemeinen Grundlegung entziehen. Ich glaube darum nichts Überflüssiges zu tun, wenn ich einzelne Scholien veröffentliche, kurze und lange, wichtige und unwichtige, Gedankensplitter und Untersuchungen, — und all das in der Reihe, die Laune und Zufall und Bedürfnis des Augenblicks mit sich bringen. Ich bin bereit, auch